Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1927

201 (31.8.1927) Die Mußestunde

Visual Library

familie in vierzehn Tagen. Es war nicht selten, daß er vier Teller verschiedener Suppen aß, sich dann einen ganzen gebratenen Fasan einverleibte, zwei Salate darauf setzte, eine gehörige Portion Lammfleisch folgen ließ und das Ganze mit zwei großen Schinkenscheiben bedeckte. Zwischendurch wurde dann noch eine Portion harter Eier vertilgt und zum Beschluß ein Nachtisch von zahlreichen Obstsorten, Törtchen und Konfitüren genommen. Zu dieser Esserei paßte dann sehr gut ein ausgedehntes Gerülpse und Geschwatze, das bei Ludwig IX. das Tischgespräch vertrat. Im übrigen war der König so besorgt um seinen Magen, daß er auf Reisen ungeheure Mengen Proviants mitnahm. Passierte ihm dann unterwegs etwas Natürliches, stieg er einfach aus seinem Wagen und überließ es den begleitenden Hofdamen, nach der anderen Seite zu schauen! — Die Beziehungen dieses königlichen Vielfraßes etwa zu den Gesinnungen königlicher Häupter im letzten Krieg erhellen aus der Tatsache, daß zu Ludwigs IX. Zeiten wie denen des Krieges die breiten Massen des Volkes nicht wußten, wie sie ihren Hunger stillen sollten!

—Fd.—

Literatur

Der Signalist einer neuen Zeit

wurde der Weltpolitiker und -wirtschaftler Colin Roß einmal genannt. Ein Signalist ist ein Mann, der auf akustischem oder optischem Wege Nachrichten oder Warnungen vermittelt. Die optischen Mittel von Colin Roß sind im weitesten Sinne seine Bücher und Filme, die akustischen seine Vorträge, mit denen er seine Filme begleitet. Die Nachrichten, die er gibt, sind seine Berichte über das, was er auf seinen Weltreisen gesehen hat, und die Warnungen: die Schlüsse und Folgerungen, die er mit unerbittlicher Logik, „raubvogelscharfem Instinkt und visionärer Prophetengabe" — wie sich ein vielgenannter Politker und Schriftsteller ausgesprochen hat — aus den realen Dingen zieht. Selbst „Nur-Macht-Politiker", die im allgemeinen überzeugt von der unantastbaren Herrscherstellung der weißen über die farbigen Völker und blind für Veränderungen der Weltkonstellation sind, müßten durch diese Bücher und den Film hellsichtig und skeptisch werden. Wenn sie es noch nicht geworden sind, so sollen sie den erneuten Warnungsruf, das neue Signal, das Buch beachten, das Colin Roß jetzt unter dem Titel „Die erwachende Sphinx" (mit 112 Abbildungen und 13 Karten, *M* 7.—; Leinen *M* 9.50) ebenso wie seine anderen Werke bei Brockhaus herausgibt. Man lese da beispielsweise die Abschnitte über die Südafrikanische Union, und man wird zunächst ob der mannigfaltigen Fülle von Problemen ungläubig verblüfft sein, die hier gelöst werden wollen; dann wird man überwältigt und beinahe verzweifelt über ihre Schwere sein, und ganz zuletzt, wenn man wieder ruhig und klar denken kann, wird man ernst, sehr ernst werden. Denn überall die gleichen Sturmzeichen! Das jetzt asiatisch orientierte Rußland überschwemmt die weiße Welt mit seinen kommunistischen Ideen, die südamerikanischen Staaten kämpfen mehr wirtschaftlich gegen Europa, aber nicht weniger heftig, der ferne Osten erhebt sich aus tausendjährigem Schlaf zu einer einheitlichen gewaltigen, bisher noch friedlichen Freiheitsbewegung — und jetzt Afrika! Natürlich steht auch hier die Rassenfrage an erster Stelle. Sie ist die Lebensfrage Afrikas, vorläufig erst Südafrikas, aber auch im Innern regt sich bereits der Freiheitsdrang der Schwarzen. Besonders verschärft wird die Lage dadurch, daß bei den Weißen im eigenen Lager Uneinigkeit herrscht. Sollten die Weißen nicht rechtzeitig einen Ventilator finden, der die aufgestaute Erregung in friedliche Bahnen lenkt, und sollte einmal die Evolution zur offenen Revolution werden, so dürfte der Ausgang des Kampfes bei einem Zahlenverhältnis von 1 zu mehr als 4 zugunsten der Schwarzen recht ungewiß sein. —

Wer die früheren Werke von Colin Roß kennt, wird mit Begeisterung nach diesem neuen Buch greifen. Es ist eins von den Büchern, die man gelesen haben muß, wenn man „mitreden" will. Und wer anfängt, darin zu blättern, den hält es in seinem Bann. Denn Roß zeigt uns nacktes interessantes Leben auf jetzt zwar schlafenden, aber gefährlichen Vulkanen.

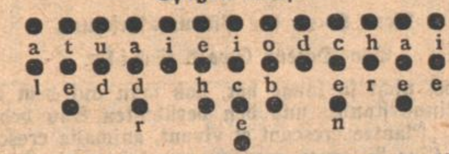
Frank Harris: Die Bombe. Roman. Autorisierte Uebertragung von Antonina Vallentin. Umfang 320 Seiten. Preis broschiert 3,50 *M*, Leinen 5 *M*, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30. Frank Harris ist in Europa vor allem durch seine Arbeiten über Oskar Wilde und seine eigene Lebensgeschichte bekannt geworden. Sein Hauptwerk, der große Anarchistenroman „Die Bombe", wird nunmehr erstmalig dem deutschen Publikum vorgelegt. Thema des Werkes ist jene mysteriöse Bombenexplosion im Chicago der Jahre 1885—1886, die der amerikanische Kapitalismus ausnützte zu einem Rachefeldzug gegen die aufstrebende Arbeiterorganisationen. Harris führt mitten hinein in die Vorstellungswelt von Arbeitern und Unternehmern jener Zeit und charakterisiert in einer Reihe glänzend gesehener Typen ein Stück sozialen Lebens, dessen Kraßheit und Brutalität überrascht, das aber dennoch ein getreues Abbild jener Zeiten des amerikanischen Wirtschaftslebens ist. Ungemein fesselnd und aufschlußreich ist die Zeichnung des Klassen- und Solidaritätsbewußtseins, sowohl bei Arbeitern wie bei Unternehmern, und der sich daraus ergebenden soziologischen Resultate. Die Erzählung der Liebesgeschichte des Helden mit einem blutvollen, besinnlichen Mädel schlingt sich wie ein anmutiges Arabeskenwerk durch die Begebenheiten, deren menschliche Bedeutung umso schärfer ins Bewußtsein gerissen wird

„Vinscham, der Landstreicher". Von Hans Reiser. Dieses Buch einer Jugend ist ein Schelmenbuch, und das heiterglückliche, sonnige Abenteuertum, wie es der Ahnherr dieses Cherpens Vinscham — Till Eulenspiegel — durchlebte, wirkt erlösend. Vinscham läuft mit 15 Jahren schon als Abenteurer in die Welt. Er zwitschert wie ein Vogel in das Sonnenlicht. Ein Müßiggänger, der sich vom Zufall treiben läßt. Ein Fechtbruder, ein Luftikus,, ein Raufbold, ein Poet und Frauenfreund. Vor der ersten Liebe ist ihm ein wenig bange. Dann lernt er die Mädchen kennen; er weiß, wie ihnen überall sein blonder Schopf und sein gebräuntes Gesicht gefällt. So zieht er — oft mit zerrissenen Schuhen, manchmal als Kavalier in ausgeborgtem Staat — durch aller Herren und Frauen Länder. Einmal ist er da und einmal dort. Ein solches Leben bedarf keiner komplizierten, schweren, philosophischen Betrachtung. Das Schicksal eines Vinscham sprießt einfach sorglos aus der Erde, so wie Blumen in der Frühlingszeit ihre Köpfe aus der Erde stecken und ins Leben blühen. Eine solche Jugend quält sich nicht mit Selbstvorwürfen. Denn diese Schelmenjugend hat groteske Anmut, bewegliche Romantik, satirischen Humor und herbe Poesie. — Das Werk ist bei der Deutschen Buch-Gemeinschaft, Berlin SW. 61, Teltowerstraße 29, erschienen. Für den geringen vierteljährlichen Mitgliedsbeitrag erhält das Mitglied einen prächtigen Halblederband nach eigener Wahl und zweimal im Monat die illustrierte Zeitschrift „Die Lesestunde" kostenfrei ins Haus gesandt. Weit über dreihunderttausend ständige Mitglieder haben sich in noch nicht drei Jahren dieser Gemeinschaft angeschlossen! Ausführliche Werbeschrift „Roe" wird durch die D.B.G. gern kostenlos versandt.

Viel Afrika. Eine ununterbrochene Folge heißer Sommertage liegt hinter uns, die uns fast tropische Temperaturen brachte. — Die illustrierte Zeitung „Die J.-Z.", 20 Pfg. Deutsche Tiefdruck- und Verlagsanstalt, Freiburg, bringt hierüber unter dem Titel „Viel Afrika" einen sehr launigen Beitrag. — „Pfeile in die Zukunft" nennt sich ein Artikel, der die technischen Fortschritte besonders im Flugwesen und Deutschlands Versuche, den Ozean zu überqueren, behandelt. — Für unsere Damen ist der schön und interessant bebilderte Aufsatz „Frauen aus sich selbst". — Sehr spannend ist die Skizze „Auf dem Dache der Welt"; „Jagd mit Adlern und Jagd der Wölfe". — Aufmerksamkeit verdienen ferner die schönen Illustrationen in „Bündnerland", oder „Casanova im Film", sowie das wissenschaftliche Referat „Menschen und Tiere ohne Großhirn". — Auch sonst zeigt die neue Nummer die gewohnte und angenehme Vielseitigkeit in Wort und Bild.

Rätselecke

Spitzen-Rätsel



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß senkrechte Wörter entstehen. Sind es die richtigen Wörter, so nennt die oberste wagrechte Linie etwas zur gegenwärtigen Zeit sehr Begehrtes. Blankenfels.

Zusammenstell-Aufgabe

Anni Hemm
Oskar E. Bunc

Durch Umstellung der Buchstaben von Vor- und Zunamen kann man die Vaterstädte des jungen Brautpaares finden.

Rätselauflösungen

Uhren-Rätsel: 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 = **Preiselbeere.**

Kopf- und Fuß-Rätsel: K — reis — e.

Eine richtige Lösung sandte ein: Anton Hohmann, Karlsruhe.

Witz und Humor

Hamburger Volkshumor.

Dem unter diesem Titel von Paul Wriede herausgegebenen Bändchen der „Quickbornbücher" (Hamburg, Quickbornverlag) entnehmen wir folgende Schnurren:

Olle Lüd. Sagen Sie mal, in Hamburg werden die Leute wohl alle sehr alt? — Jo, da ward se. — Wie alt sind Sie denn schon? — Ick? Ich bün jo nich olt, ick bün eerst tweenunsöbentig. — Na, da können Sies aber weit bringen. Sie fühlen sich doch gut, ja? — Dat doh ick woll. Bloß hüt mich ganz: ick heff mi mit minen Vadder verteurnt. — Mit Ihrm Vater? Aber wie konnten Sie sich mit dem alten Manne erzürnen? — Ick harr minen Grotvadder sinen Kömbuddel tweismitten. — Ihr Großvater? Ja, lebt denn der auch noch? Wie alt ist denn der? — De is letzten Johannidag hunnertuneenuntwintig west. — Aber Mannchen, das kann ja gar nicht angehn! — Wenn Sie mit dat nich so gleuben wöln, denn gohn Se no de Micheelskirch un frogen Se Paster Meyer — de hett em döfft!

Herr und Knecht. Jan, hebben Se de Wessels no de Bank brocht? — Ne, de Herr hett doch seggt, de harrn Tied bit morgen! — Wat sall ick seggt heben? Heurn Se mol, Jan, — sind Se verrückt oder bün ick verrückt? — Na, de Herr ward sick och wohl keenen verrückten Hausknecht anschaffen?

De Platz in de Peerbohn. De Peerbohn is vull. Nu kummt en junge Deern rin — ne, is keen Platz mehr for ehr. — „Setten Se sick hier man dol, Frollein," seggt en olen Mann, steiht up un stellt sick in de Mitt von'n Wogen hen. — De junge Deern sett sick hen un seggt: „O, wie warm ist der Platz!" — „Ja," seggt de Ohl, „meenen Se, dat ick en Isbüdel in de Bür heff?"

De Schosteenfeger. De Froo Dokter droppt Minna, de as Köksch bi ehr deent hett, as de Herr Doktor noch leben däh. — Na, Minna, wie geht es Ihnen den? — Ich bün siet en Johrstied verheirot, Froo Dokter. — Das ist ja schön. Was ist denn Ihr Mann? — Schosteenfegergesell, Froo Dokter. — So, so. Eine glänzende Partie ist das ja freilich nicht gerade. — Na, weten Se, Froo Dokter: en lebennigen Schosteenfeger is mi ümmer noch teinmol leeber, als en doden Dokter! —

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur H. Winter, Karlsruhe.

Die Mußestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

35. Woche / 47. Jahrgang — Unterhaltungsbeilage des Volksfreund — Karlsruhe, 31. August 1927

Mädchen und Madonna

Klabund:

Madonna, deine Sonnenaugen
Blenden so sehr.
Wirf deiner Gnade Schatten
Ueber mich her.

Schöne Kerzen
Weih ich dir und Bild und Seidenband
Sünden und Schmerzen
Leg ich in deine Hand.

Viele tausend Rosenkränze will ich betend ründen.
Nur: sieh den Korb hier, schnörkelhaft und zier —
Madonna, es sind meine Liebessünden,
Madonna, laß sie mir!

(Mit besonderer Erlaubnis des J. M. Spaeth-Verlages, Berlin, den „Gedichten" von Klabund entnommen.)

Die Geschichte vom Dachdecker Strang

Von Teba Teba.

Nicht weit von Stuttgart, einige Eisenbahnstunden südwärts, liegt ein kleines Städtchen, in dem es sich recht gut leben läßt. Kommt man zu Fuß in dies Gemeinwesen, so muß man erst an einem kleinen Fluß entlanggehen, dann bergauf, bergab wandern. Auf einmal öffnet sich das Tal, man sieht wie hinter einem plötzlich geöffneten Theatervorhang die ganze Herrlichkeit: hochgieblige Häuser, zwischen engen Gassen wächst noch heute Gras, sieben oder acht Türme, die wie Fragezeichen in die Landschaft blicken, weil sie eigentlich so gar keinen Daseinszweck haben.

Die Leute hocken abends vor den Türen, mitten dazwischen halbnackt die Kinder. Es sind lauter Arbeiter, man sieht es an ihren bleichen Gesichtern. Fast alle tragen graue Kleidung. So etwas wie eine chemische Fabrik liegt seit Jahren hier, um die billige Arbeitskraft in Gold zu verwandeln.

Geht man weiter, steht man auf einmal vor einem großen Hof, in dem der Dachdeckermeister Peter seine Niederlage aufgeschlagen hat. Man braucht gar nicht das große Firmenschild zu lesen, auf dem der Meister seine Kunst anpreist; schon die schieferbeschlagene Hauswand, die kunstgerecht mit Dachsteinen eingefaßten Gartenbeete zeigen an, daß hier einer haust, der anderen Leuten auf das Dach steigt. Bei Tage sieht jeder, der vorübergeht, ständig den alten Meister im Garten arbeiten; er ersetzt den Nachbarn eine Uhr, so regelrecht ist sein Tagewerk. Pünktlich um 8 Uhr tritt er über die Schwelle, um 10 Uhr humpelt er in die Küche, um sein Brot zu essen. Dann sieht ihn der Garten wieder bis 12 Uhr. Ebenso pünktlich geht es hier am Nachmittag zu. Es ist, als ob den Alten eine innere Unruhe zu bestimmter Stunde in und aus dem Hause triebe.

Jeder fremde Dachdecker, der hier zuspricht, erhält drei Mark Zehrgeld. Das ist bekannt. Viele, die die Straße von Konstanz nach Stuttgart gewandert sind, wissen den Ort, kennen den Meister, kennen vielleicht auch den Grund, warum er gerade drei Mark gibt, ganz gleich, unter welchen Umständen einer kommt. Nur seine richtigen Papiere muß er haben, Dachdecker muß er sein, dann ist ihm der Taler sicher.

*

Es ist Ende der achtziger Jahre. Da war der Alte noch ein rüstiger junger Meister, der drei Arbeiter ersetzte. Er war selbst niemals in der Welt herumgekommen, sondern hatte das Geschäft schon von seinem Vater übernommen, aber auch der deckte schon lange die Dächer seiner Vaterstadt. Dabei waren die Peters etwas einseitig geworden, hatten keinen Weltgeist, keinen Humor, kein Sinn für anderes als Arbeit.

Früh vor Fünfe wurden die Lehrlinge geweckt. Dann wurden Dachböcke, Leitern aufgeladen, Stränge und Werkzeug. So marschierten sie in der fünften Stunde los. Wenn die Kundschaft in Fünflingen, Hatterlingen oder Himmelsbach so gegen halb 7 Uhr die Läden aufstieß, dann kletterten die Dachdecker bereits auf dem gegenüberliegenden Dache umher, nachdem sie zwei Stunden wie die Gäule geschleppt und wohl zweimal die Hemden und Hosen durchgeschwitzt hatten. Abends zogen sie erst heim, wenn die Landschaft feierabendlich in Rot dalag, wenn die taufeuchten Wiesen längst schlafengegangen waren und das Wasser sein Nachthemd überwarf. Ja — das waren noch Zeiten. Wie die Zementsäcke fielen sie dann abends um vor Müdigkeit.

Ach, die liebe, gute alte Zeit!

Peters hatten für nichts Sinn als für die Arbeit. Recht bald ein neues Haus bauen, Grundstück dazukaufen, der Tochter einen anständigen Hausrat und die Taler mitgeben, dem Sohn ein schuldenfreies Anwesen hinterlassen, darin gipfelten ihre Lebenswünsche. Kam dann mal so ein armer Schlucker zusprechen, der vor Hunger kaum Stuhlgang hatte, da empörte sich alles in der warmen Stube. „Solche Faulenzer, solche Rumtreiber. Bloß dem Herrgott die Zeit wegstehlen. Macht, daß Ihr weiterkommt, hier gibt es nichts."

Das ging, wie gesagt, so bis Ende der achtziger Jahre.

Da kam eines Tages ein wandernder Dachdecker in dies Städtchen. Man hatte ihn schon frierend nachmittags auf einem Kilometerstein sitzen sehen, ein kleines Päckchen vor sich im Schnee, die Augen geradeaus gerichtet. Er sah nicht die spielende Kinderschar am Fluß, beachtete nicht den roten Sonnenball, er blickte nur unverwandt vor sich hin.

Es war der Dachdecker Cornelius Strang, der müde und gebrochen auf dem Stein saß. Er war schon von Norddeutschland aus gewandert. Nirgends bekam er Arbeit. Es waren die Jahre wo die Krise durch Deutschland schritt, wo es auch noch keine Reiseunterstützung gab, wo nichts Hilfe bot. Im letzten Dorfe hatte man Strang ausgewiesen, der Amtmann duldete keine Bettler, nun saß er hier ohne jede Wegzehrung vor dem Städtchen.

Schließlich wendete er sich doch den sechs Türmen zu. Am Arme sein Päckchen, schritt er die Landstraße weiter. Vor dem ersten Wirtshause machte er halt, fragte, ob man ihn um einen Gotteslohn im Stroh schlafen lassen wolle. Die Hoffnung, heute noch etwas zu essen zu bekommen, hatte er schon aufgegeben.

Aber er wurde schroff abgewiesen. Nun fragte er sich nach den zwei Dachdeckermeistern durch, die am Orte wohnten. Der erste war nicht da, sein Haus verschlossen. Beim Meister Peter traf er sie alle um den Abendbrottisch versammelt an. Man ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, sondern Peter schob ihn mit kräftigen Armen gleich wieder zur Tür hinaus:

„Geht hin, wo ihr im Sommer euer Geld verfressen und versoffen habt und belästigt die Leute im Winter nicht. Wir können auch nicht betteln gehen."

Mit diesen Worten schmiß er die Türe zu, zog den Riegel vor, schloß die Läden und warf sich dann schimpfend wieder auf den Stuhl, nachdem er vorher noch seinen beiden Lehrlingen gesagt hatte, ja nie unter diese Straßenräuber zu gehen.

Cornelius Strang aber stand wie geistesabwesend im Flur, das heißt nur im ersten Augenblick. Dann überkam ihn eine unbändige Wut, die zu einer förmlichen Raserei ausartete. Strang durch diese lieblose Behandlung aufs äußerste erregt, trat die Tür ein, die seinen gewaltigen Füßen bald nachgab, dann — in einem nie gekannten Zorn — stürzte er auf die Gruppe los. Meister Peter war im ersten Augenblick wie gelähmt. Der fremde Dachdecker entwickelte Riesenkräfte, hob ihn wie ein Kind auf, schmiß ihn durchs Fenster, warf ihm die beiden Lehrjungen nach, während der Sohn von Peter und das Mädchen sowie die Meisterin ihr Heil in der Flucht suchten. Das alles ging rasend schnell.

Bei dem Ringen war die Petroleumlampe umgefallen, die Flamme brannte lichterloh — es war wie eine Zauberei: in kurzer Zeit schlugen die Flammen aus fünf, sechs Stellen heraus. Trotzdem die Meisterin und die anderen gleich Hilfe herbeiholten, war von dem Haus, von der Werkstatt sowie noch von fünf anderen Häusern nachts nach Zwölf nichts mehr vorhanden. Der rasende Dachdecker hatte sich in der brennenden Stube verbarrikadiert, ließ niemand an sich herankommen, so daß er buchstäblich mitverbrannte und — wie alle, die es sahen, beteuerten — jede Rettung zurückwies.

Nur draußen auf dem Flur fand man sein armseliges Bündelchen; unter anderen schnell geretteten Sachen war dieses mit dabei. In ihm entdeckten sie auch ein kleines Buch, in dem der Cornelius Strang mit ungelenken Schriftzügen einiges eingetragen hatte. Da hieß es:

„Nun schon neunzehn Wochen ohne Arbeit. Wenn nur der Hunger nicht wäre."

Ein andermal:

„Hätt ich nur wieder einmal drei Mark in der Hand, ich wollt mich mal so recht an Kartoffeln und Hering sattessen . . ."

Dann wieder:

„Kälte und Ungeziefer sind noch schlimmer wie der Hunger. Heute hab' ich von einem Bauer Prügel gekriegt. O, ich hätt' ihn totschlagen können."

An einer anderen Stelle:

„Diese Dachdeckerei — die Hälfte im Jahre schiebt man Kohldampf. Mir träumt immer von einem Taler und einem großen Topf Kartoffeln. Ich glaube, ich könnte um dreißig Silberlinge auch jemand ordentlich vertobaken."

Ueberhaupt kam in dem Heft der Taler öfter vor. Er schien zu einer fixen Idee geworden zu sein.

Wenige Stunden vor dem schauerlichen Ende hatte er noch einmal geschrieben:

„Nun heute wieder feste gehungert. Wenn ich doch nur besser laufen könnte. Das Aas, der Amtmann, der hat in seinem Leben auch immer Brot gehabt. Ach, warum finde ich nicht mal drei Mark im Schnee."

Das war der letzte Eintrag!

Dann war die Tragödie passiert, die letzte Verzweiflungstat, halb vor Hunger, halb vor Wut, mit dem Feuertod als Ende.

*

Im Haus von Peter bekommt seitdem jeder Dachdecker seine drei Mark. Und zwar immer einen runden harten Taler. Der Alte war in der Inflation todunglücklich, als dies nicht ging — jetzt aber ist es wieder da mit seinen silbernen Rädchen . . . .

Wer heute an dem sauberen, mit Schiefer gedeckten Häuschen, dem graziös eingefaßten Gärtchen vorübergeht, der ahnt nicht, welch Drama sich damals abspielte. Doch viele von denen, die in der Herberge zur Heimat ihren Taler wechseln lassen, kennen seinen Ursprung, andere wissen den Grund nicht, weil nach und nach die Geschichte von Meister Peter und Cornelius Strang vergessen worden ist.

Karlsruhe — Korsika

Korsika — Mitte August.

Weshalb den umständlichen Weg über Appenweier? Man kommt viel bequemer über Lauterburg, Röschwoog, Sasenheim nach Straßburg. In Lauterburg hat man in ein paar Minuten die Zoll- und Paßschwierigkeiten ohne Chikanen überstanden und kann gleich in den leeren Straßburger Zug einsteigen. Die Bahn ist in tadellosem Zustand, die Wagen sind sauber, die vierte Klasse ist im Elsaß beibehalten. In Straßburg ist der große Bahnhofsplatz werktags um drei Uhr genau so öde und leer wie in Karlsruhe. Wenn man eine Stunde im Münster zubringt und die Fremdenfrequenz beobachtet, so läßt sich auch hier ein Minus gegenüber früher feststellen, was vom vollbärtigen Schweizer bestätigt wird. Die mächtigen Tannenbäume, die während des Krieges den Turm im Innern stützen mußten, weil Fundamenterneuerungen nötig waren, sind entfernt. Im Mittelschiff ist eine Höhensonne installiert, die von Zeit zu Zeit das Schiff taghell erleuchtet. Ueberall französische Aufschriften. Im „Roten Haus" aßen wir zu abend. Es gilt heute als Haus ersten Ranges, Bestecke minderwertig, trotz eines Kellnerheeres und hoher Preise läßt sich die Senkung seines Niveaus nicht verbergen. Die Lebensmittelpreise sind in Straßburg merklich billiger als in Baden, besonders Obst ist wohlfeil.

Um 6 Uhr morgens geht der Expreß nach Marseille — dritter Klasse ungefähr 32 M. Man fährt in ausgezeichneten großen luftigen Wagen. Was ganz besonders sympathisch berührt: die französische Republik läßt auch ihre „Dritterklassemenschen" auf ausgezeichneten Federpolstern fahren. Es geht in rasendem Tempo Mülhausen zu, die Felder stehen in voller Reife da, alles ist saftig grün. Zwischen den Belforter Hängen wird es schwül. Ein heißer Sommertag, doch erträglich, liegt auf der Mömpelgarder Gegend.

Es geht dem Rhonegebiet zu. Ueberall nur kurzer Aufenthalt, man bemerkt verhältnismäßig viele reisende französische Geistliche, denen ihre Soutane sichtlich auch riechbar warm machen. Im Speisewagen werden die besten französischen Weine mitgeführt, eine Halbe weißer Burgunder 1921er zu 6 Franc = 1 M. Gegen 3 Uhr ist man in Lyon. Am Bahnhof, der hoch über der Stadt liegt, ist internationales Leben. Alle französischen Hautfarben sind vertreten. Ganz schwarz — Kongo — schwarz — braun — Marokkaner — Senegalleute — Anamiten — blatternarbige Leute vom Tonkin — ein buntes Bild, das zu Denken gibt! Die Fahrt geht in rasendem Tempo zwischen Schluchten, durch lange Tunnels rhoneabwärts, stundenlang ohne zu halten. Um 6 Uhr sieht man im Dunst die Zinnen der ehemaligen Papstfestung Avignon. Es galt hier einer Landsmännin einen Besuch abzustatten. Sie hat ein reizendes kleines Hotel in der Vorstadt von Avignon, in der manch geborstene Säule von verschwundener Pracht zeugt. Das Papstpalais wird gegenwärtig renoviert. Wie früher bei der Renovierung eines Teiles des Heidelberger Schlosses sich die Gelehrten der Zweckmäßigkeitsfrage wegen in den Haaren lagen, so kann man auch hier die Frage offen lassen, ob eine Restaurierung begründet ist. So viel heute festzustellen ist, bleibt sie Flickwerk. Das mächtige Papstpalais, durch das man durch den Führer in zwei Stunden hindurchgehetzt wird, ist einer jener wenigen Zeugen einer unheimlich grandiosen Zeit, die mir heute nicht mehr „erfühlen" können. Abends kreiste ein Flugzeuggeschwader über der Feste. Im Mondenschein wurde auf der großen Terasse des Palastes als Freilichtaufführung „Macbeth" gegeben. In Avignon war die Hitze groß. Man darf sich jedoch männlicherseits nicht zu leicht kleiden. Als ich in Flanellbeinkleid, Gürtel und Touristenhemd dernier cri das Papstpalais betreten wollte, wurde mir bedeutet, daß die Heiligkeit dieses fünfhundert Jahre alten Raumes gebietet, einen Rock anzuziehen. Woher einen Rock nehmen? Aus der Garderobe des Führers, der anderthalb Kopf kleiner als ich war!

Am anderen Morgen in den Calais—Marseille-Expreß. Es gab viele übernächtige Gesichter. Hinunter ging es der Rhonemündung zu. Kilometerlang flankieren Lebensbäume die Eisenbahnstrecke. Beiderseitig sieht man blendend weiße Salzebenen, die künstlich ausgetrocknet sind. Sie bilden die Salzquellen Frankreichs. Marseille mit seinem verhältnismäßig kleinen Bahnhof hat eine wunderbare Lage. Es erinnert an Genua mit seinen schmutzigen kleinen Gassen. Die Luft ist auch im Hochsommer erträglich, abends ist sie so kühl, daß man seinen Wollsumber auspackt. In den kleinen Hafenkneipen ißt man ausgezeichnet und spottbillig. Wir berappten für ein fünfgängiges Souper mit einer Flasche Rotwein 1,80 M. Der Arbeiter, der hier organisiert ist und seine Zeitung hat, wird gut entlohnt. Es ist nach Arbeitskräften große Nachfrage. Inmitten der Stadt werden gegenwärtig große Quartiers — Häuserviertel — niedergelegt. Englisches Kapital arbeitet in dieser Hafenstadt.

Im neuen Hafen liegt der Postdampfer bereit nach Korsika. Man hat die Wahl zwischen vier Klassen. Wir fuhren Zwischendeck für 6 Mark, wie fast jedermann es macht. Es war ein köstliches Bild auf diesem überfüllten „Ueberseedampfer". Man muß sich für die fünfzehnstündige Ueberfahrt mit Lebensmitteln und einem Liegestuhl versehen. Wir waren drei deutsche Ehepaare, die sich zuerst noch einige Tage die neue französische Levante anschauten, die durch eine neue Bahn Marsaille—Miamar zugänglich gemacht wird und der eine große Zukunft prophezeit ist. Es hat prachtvolle Punkte an dieser Küste, z. B. Martique, das Venedig Frankreichs. Gewaltige Industriewerke an den modern angelegten Quais erinnern an das Rheinland. Dieses französische Venedig hat für Maler besonders herrliche Reize. An jeder Straßenecke steht eine Staffelei und Männlein und Weiblein pinseln darauf los, was das Zeug hält. Aber auch anderes muß auffallen. Wenn man morgens früh durch die Gäßchen schlendert, stehen vor jeder Haustüre einige rundlich oft sehr verbeulte Eimer. In Karlsruhe würde man Viktor zu ihnen sagen. Diese venezianischen Viktors sind aber — Closetterersatz, — denn in den Häusern fehlen diese stillen Klausen!! Atmest du nicht die süßen Düfte? beim lesen dieser Zeilen lieber Leser? Das sind Dinge, die überstanden werden müssen. Doch die Schönheiten dieser Gegend, von denen man nicht leicht loskommt, lassen all die dunklen Punkte, die es auch hier gibt, rasch vergessen.

Auf dem Ueberfahrtdampfer war es, wie immer für jeden Binnenländer, höchst interessant. Vom Säugling, bis zum Greis, alles war vertreten. Als wir aus dem Hafen fuhren, war die Luft etwas windig. Es wurde nur wenig geopfert. Am hellen Tag schliefen die Passagiere in ihren Liegestühlen oder sie aßen. Stundenlang hatten wir die buchtartige französische Küste uns gegenüber, abends waren wir vom Festlande losgelöst. Der Vollmond ging auf. Es war eine unvergeßlich schöne Fahrt. Um drei Uhr früh weckte ich meine Weggenossen, wir sahen den ersten korsischen Leuchtturm. Punkt fünf Uhr legten wir in Napoleons Geburtsstadt Ajaccio an. Es war schwül und roch nach Fieber, die Gegend ist Sumpfgebiet. Die Stadt liegt prächtig zwischen Hügel gebettet. Herrliche tadellos gepflegte Palmenreihen schließen zahlreiche Promenaden ein. Es war nicht ganz leicht für uns sechs Köpfe nebst Bagage ein Auto zu finden, das uns ins Gebirge verschieben sollte. Ein 17jähriger Mechaniker Korse war unser Chauffeur. Ziel: Evisa 900 Meter hoch auf dem nördlichen Plateau von Korsika. Zuerst ging es flott weg durch die Ebene. 100 Kilometer waren zu erledigen. Auf prächtigen, mustergültigen Autostraßen, an denen unsere deutschen Wegbauer sich ein Beispiel nehmen müssen, ging es hinauf in die Vorberge. Immer höher, nach zwei Stunden hatten wir 1440 Meter Höhe erreicht. Dann ging es wieder herunter, unten glänzte das Meer, in einer Stunde waren wir wieder unten, hart am Meeresstrand und schauten dem Spiel der Wellen zu. Dann wieder ein langsamer Aufstieg, vom Meere weg durch ganz kleine relativ reinliche Dörfchen, wieder durch Schluchten, zwischen hohen dunkeln Felswänden hindurch, auf 400 Meter Höhe. Dann kam eine mit 11 Prozent Steigung angelegte Straße, auf der unser Motor streikte. Aussteigen und in praller Hitze laufen. Dann eine märchenhafte Fahrt durch Kastanienwälder, in denen tausende von Ziegen weiden und wohlgenährte Esel und Maultiere sich ihres Daseins freuen dürfen. Endlich Evisa in Sicht, angeblich der schönste Fleck von Korsika, er liegt nahezu 900 Meter hoch von dolomitartigen Formationen eingefestigt, unten glänzt das Meer. In einem sauberen Wirtshaus stellten wir ab, trafen kein Ungeziefer an und dürfen uns nun inmitten herrlichster Waldungen, die reizvoller in ihrer farbigen Schönheit als unser Schwarzwald sind, einer köstlichen Freiheit freuen. Es ist bei der größten Hitze nicht zuträglich ohne Wollezeug im Schatten zu sitzen. Wir leben bei ganz ausgezeichneter bürgerlicher Verpflegung für 5 Mark täglich, der Liter spanischen Weines, etwas sauer, kostet 80 Pfennig, das Wasser mundet vortrefflich. Unser Cafetier, ein kluger gebildeter Korse erklärte auf die Frage, weshalb hier nicht gearbeitet wird: im Sommer ist keine Arbeit da und im Winter essen und trinken die Leute. Die Korsen haben hier in dieser Gegend tatsächlich keine Arbeit. Sie sammeln im Herbst Kastanien, das Hauptnahrungsmittel dieser Insulaner, im übrigen leben sie von einer Rente. Sie sind alle städtisch gekleidet, stehen stundenlang schwatzend mit einander auf der Straße und welschen ein Gemisch von Französisch, Italienisch und Korsisch, dem man nicht leicht beikommt. Sie fühlen sich von Frankreich, ihrem Mutterland, vernachlässigt, weil es ihnen keine Eisenbahnen baut und nicht für Elektrizität sorgt. Das ist richtig, aber auch begreiflich. Der Korse kann nichts ausführen. Seine Viehzucht ist unrentabel, der felsige steinige Boden unfruchtbar und Industrie ausgeschlossen, weil keine Wasserkräfte die Kohle ersetzen können, die eingeführt werden muß. Die jungen Korsen werden im Militärdienst, bei der Post und Eisenbahn in Frankreich angestellt, sie lassen sich früh pensionieren und leben dann wieder auf ihrer Scholle, deren unvergleichliche Schönheit, sie sich wohl bewußt sind. Sie sind gegen uns ausgesucht liebenswürdig und freuen sich, daß wie vor dem Krieg auch jetzt wieder Deutsche zu ihnen kommen. Sie hoffen dieses Jahr auf eine bessere Ernte wie in den Vorjahren, in denen sie aus Spanien den Wein einführen mußten, weil er für sie billiger war, als jener aus Frankreich. Gestern hat es seit fünf Monaten wieder einmal eine halbe Stunde lang geregnet. Abends bringt der stark abkühlende Meerwind etwas Feuchtigkeit mit. Da die Insel ein großer Granitblock ist und alle Straßen aus Granitschotter gebaut sind, herrscht nicht die geringste Staubplage. Die wunderbaren Wälder, die gigantischen zerklüfteten Gebirge, die reine vom Meer immer angefeuchtete und gekühlte staubfreie Luft macht aus dieser fast menschenleeren Insel einen ungeahnt herrlichen Sommersitz.

St.

Vom „Fühlen" und „Hören" der Pflanzen

Neue Wege der Pflanzenforschung

Von Dozent Ewald Schild.

Es ist noch nicht so lange her, daß man auf dem Standpunkt des großen Linné stand, und den berühmten Satz bedingungslos unterschrieb: „Plantae crescunt et vivunt, animalia crescunt, vivunt et sentiunt". (Die Pflanzen wachsen und leben, die Tiere wachsen, leben und empfinden). Erst die modernen Ergebnisse der physiologischen Pflanzenanatomie lüfteten den geheimnisvollen Schleier, der das Sinnesleben umhüllte. Auch die Allgemeinheit steht ja heute vielfach der Pflanze als Lebewesen nicht sonderlich verständnis- und teilnahmsvoll gegenüber, zu schweigen davon, wenn von pflanzlichen Sinnesorganen die Rede ist. Selbstverständlich gibt es Trennendes zwischen Tieren und Pflanzen, aber auch Brücken. So fehlen beispielsweise der Pflanze ein Zentralnervensystem, wie es bei den Tieren das Rückenmark darstellt, sowie besondere Sinnesorgane für chemische Reize, wie sie bei den Tieren in Gestalt der Hautsinnesorgane vorhanden sind. Hingegen besitzt sie wohl ausgebildete Sinnesorgane für mechanische Reize, für den Reiz der Schwerkraft sowie für Lichtreize.

Das Sinnesleben der Pflanzen ist ein Kampffeld der Forschung auf dem ein zähes und mühevolles Ringen ausgefochten wird, ein heißumstrittenes Gebiet, wo nur zu häufig gegenteilige Meinungen auseinanderprallen. Gibt es auch noch manch schwankende Grund, so ist doch gerade in der letzten Zeit in emsiger Kleinarbeit eine Fülle beachtenswerter Tatsachen zusammengetragen worden, deren Erkenntniswert nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Einiges sei davon in aller Kürze in den folgenden Zeilen mitgeteilt.

Verhältnismäßig am besten bekannt sind jene Sinnesorgane der Pflanze, mit deren Hilfe sie in der Lage ist, Gefühlsempfindungen aufzunehmen und zwar durch Druckempfindung auf das Protoplasma. Besondere Fühlorgane zeichnen sich dadurch aus, daß, wie dies bei Fühlhaaren und Fühlborsten der Fall ist, der Druck auf bestimmte Stellen in verstärktem Maße ausgeübt wird, die somit die Reizempfangstellen bilden. Die Sinnpflanze (Mimosa) mit ihren allbekannten Bewegungen, die sowohl bei Erschütterung einer Pflanze, als auch Berührung der Blattpolster eintreten, ist hierfür ein berühmtes Beispiel. So groß ist die Empfindlichkeit für Berührungsreize, daß sie gewisse menschliche Sinne in ihrer Fähigkeit der Reizbeantwortung um ein vielfaches übertrifft. Während beispielsweise der Mensch an seinen allerempfindlichsten Hautstellen erst ein Gewicht von zweitausendstel Milligramm (!) als Reiz empfindet, ist festgestellt worden, daß bestimmte Pflanzenteile noch weitaus empfindlicher sind, daß sie, in nüchternen Zahlen ausgedrückt, noch ein Gewicht von zwei Zehntausendstel Milligramm als Reiz empfinden. Nicht immer ist die Reizauslösung und die Reizbeantwortung an einer und derselben Stelle festzustellen. Schon das Beispiel der Sinnpflanze zeigt deutlich, daß die Reizbeantwortung meist an anderem Orte, in diesem Fall durch das Zusammenklappen der Blätter, erfolgt. Ob daraus für die Pflanze ein Vorteil erwächst? Viel ist über diese Frage diskutiert und geschrieben worden. Ohne dabei unbedingt einer pflanzlichen „Seele" das Wort reden zu müssen, kann man bei diesen mechanischen Vorgängen, die physiologisch erklärbar sind, annehmen, daß die Pflanze dadurch einigen Schutz bei klimatischen Einflüssen (Hagel, Regen usw.) oder vor stengelaufwärtskriechenden Insekten genießt.

Außerordentlich groß ist auch die Reizbarkeit gewisser „insektenfressender" Pflanzen, zum Beispiel der heimischen Sonnentaugewächse oder der Venusfliegenfalle. Während beim Sonnentau die oberflächlich gelegenen Drüsenzellen des Köpfchens als Sinneszellen für die Reizaufnahme vor allem in Betracht kommen, besitzt die Fliegenfalle ein wirklich vollkommenes Sinneswerkzeug. Es lohnt sich schon, ein paar Worte darüber zu sagen. Ihre beiden Blattoberseiten tragen je drei lange, derbe Fühlborsten, die wohl an sich keine Empfindlichkeit für Berührungsreize besitzen, den Druck aber durch Kraftübertragung auf die Gelenkzellen des Borstengrundes weitergeben, die ihrerseits den Reiz dem Bewegungsgewebe vermitteln. Berührt nur ein Insekt die Borsten, so klappen alsbald die Blätterhälften wie zwei Buchdeckel über der gefangenen Beute zusammen.

Das „Hören" der Pflanzen darf nicht in menschlichem Sinne aufgefaßt werden? als ob die Pflanze etwa in der Lage wäre, Schallempfindungen aufzunehmen. Immerhin hat diese Bezeichnung einige Berechtigung, denn gewisse pflanzliche Organe können unschwer mit den Gehöranlagen niederer Tiere verglichen werden. Deren „Hörbläschen" sind etwa folgendermaßen beschaffen: In das Innere einer mit Flüssigkeit gefüllten Hohlkugel ragen von der zelligen Wandung feine Härchen, welche mit reizleitenden Nervenfasern in Verbindung stehen. Das Hauptinstrument des Bläschens ist aber ein kleines aus Kalk bestehendes Kügelchen, das von den Spitzen der Härchen im Hohlraum schwebend getragen wird. Als Ganzes dient die Einrichtung ihrem Träger als Gleichgewichtsorgan, wie es übrigens, allerdings in technisch anderer Form, jedoch ähnlicher Wirkung, bei allen Wirbeltieren einschließlich des Menschen anzutreffen ist. Auch die Pflanze besitzt nun Einrichtungen zur Wahrnehmung ihres Gleichgewichts. Die Funktion der Hörsteine niederer Tiere übernehmen bei ihr nach Haberlands Ansicht die Stärkekörner, die in ihren Zellen eingebettet sind. Seine „Statolithentheorie", die mindestens ebenso viele Gegner als begeisterte Anhänger zählen kann, besagt, daß die Stärkekörner als Zellinhaltskörper gemäß dem Schwerkraftgesetz auf den Zellboden niedersinken, dort auf den Protoplasmabelag der Zellwand einen Druck ausüben, auf welchen Reiz die Pflanze durch entsprechende Krümmungen ihrer Wurzel oder ihres Stengels reagiert. Die Stärkekörner dienen also danach der Pflanze als Gleichgewichtssteinchen (Statolithen) mit deren Hilfe sie in der Lage ist, eine Empfindung ihrer jeweiligen Einstellung zum Erdradius zu erhalten. Experimentell ist diese Ansicht sehr gut gestützt, Schneidet man beispielsweise einer Wurzel, in deren Ende die Stärkekörnerzellen massenhaft vorhanden sind, die Spitze ab, so kann die Wurzel keine Orientierungsbewegungen mehr ausführen. Allerdings wurden von manchen Seiten gegen die Theorie Einwände erhoben. So wurde nachgewiesen, daß Wurzelfäden des Lebermooses Schwerkraftsempfinden besitzen, ohne daß sie überhaupt Stärke aufweisen. Demnach dürften noch manche, uns bis jetzt unbekannte Faktoren hinzukommen, die neben dem Statolithen für das Zustandekommen der Schwerkraftempfindungen bei Pflanzen verantwortlich sind.

Welt und Wissen

Buchläden an alten Kirchen. Schon frühzeitlich war es üblich, nicht nur in Klöstern, sondern auch in Kirchen Bibliotheken anzulegen. So weiß man, daß Eusebius aus diesen Büchereien als den Quellen seiner Kirchengeschichte geschöpft hat. Die Kirche zu Hippo soll viele gute Handschriften besessen haben. Augustinus erzählt von seiner Kirchenbücherei, die durch mildtätige Beiträge unterstützt wurde und ein großes Urkundenmaterial enthielt. Hildebold, ein Freund Karl des Großen, legte den kostbaren Bücherschatz an, der im Kölner Dom bei der Gerkammer (Gewandkammer) lange bestanden hat. Büchereien waren im Münster zu Ulm und über dem Kapitelsaal jenes von Straßburg. Diese Einrichtung erhielt sich in Sakristeien und anderen Nebenräumen der Kirchen bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst.

Aus diesen Bibliotheken von Manuskripten entstanden dann die Volksbüchereien, die Buchläden in und an den Kirchen, die religiöse Erbauungsliteratur und auch Volksbücher feilboten. An der westlichen Wand des Kölner Domes war ein solcher Buchladen. In Rouen heißt noch heute das westliche Portal de librairies (Buchladenportal). Reste dieser Verkaufsläden an den Kirchen sind jene Jahrmarktsbuden, die religiöse Literatur verkaufen.

Ein Idealbaum. Unter den Pflanzenfamilien, die bei richtiger Behandlung und Ausnützung den Menschen wahre Reichtümer zu liefern vermögen, stehen die Maulbeergewächse an erster Stelle. So bildet der Maulbeerbaum die Grundlage für die ungeheuere Seidenindustrie, da die Seidenraupen ausschließlich von seinen Blättern leben. Ein anderer, zur Gruppe der Maulbeergewächse gehörender Baum, nämlich der Feigenbaum, ist in Asien und Europa ein außerordentlich wichtiger Nahrungsspender. Ein Gewächse, das man aber geradezu als Idealbaum bezeichnen könnte, ist der den Maulbeergewächsen engverwandte Brotfruchtbaum, der auf den Südseeinseln und Molukken gedeiht. Die Früchte sind im Durchschnitt kopfgroß, werden noch vor der Reife abgenommen und geschält und von den Eingeborenen in Blätter gewickelt und dann zwischen heißen Steinen gebacken. Diese ähnlich wie Bananen schmeckende Speise ist sehr nahrhaft. Auch sonst geht nichts an dem Brotfruchtbaume verloren. Selbst die Kerne sind eßbar, der Bast dient zur Herstellung von Zeug zur Bekleidung, der milchig aussehende Saft ergibt Kautschuk, und das Holz läßt sich wegen seiner Weichheit sehr leicht zu allerlei Geräten verarbeiten. F. S.

Ein königlicher Vielfraß. Bekanntlich fand man nach dem Novemberumsturz im Berliner Schloß derartige Mengen erstklassiger Lebensmittel, daß Wilhelm II. aus Furcht vor dem Verhungern ganz gewiß nicht geflohen sein konnte. Er hätte noch jahrelang aus seinen Vorratskammern einen Appetit pflegen können, wie ihn sein erlauchter Standesgenosse in Frankreich, Ludwig IX., zeitlebens bewiesen hat. Kardinal Dubois erzählt davon in seinen Memoiren erbauliche Dinge, so, z. B., daß Ludwig bereits zum Frühstück mindestens drei verschiedene Gerichte verzehrte, die massenhaft genossenen Früchte der Saison nicht mit eingerechnet. Zum Souper futterte der König allein soviel wie eine normale Arbeitslosen-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg